

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Deutsche Sprichwörter [Fortsetzung]

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

Die historischen Gemälde sind sehr schön als Paradestücke, mögen in Staatsgebäuden, Kron- und Deputirtensälen an ihrem Flecke sein; aber in meinem Familienzimmer, in meiner Schlafstube würde ich ein Genrebildchen vorziehen; und das Schönste, das ich mir denken könnte, würde dann eine Mutter sein, die in stiller Ruhe und Ergebenheit, blaß ob der durchwachten Nächte, Thränen in dem müden aber milblächelnden Auge, an dem Bette ihres kranken Kindes säße, jeden Athemzug beobachtend, um in ihm eine neue Hoffnung, neuen Trost zu erhaschen, die dem ersten Blicke des erwachenden Kindes entgegenharrte, um in demselben den schönen Lohn ihrer Liebe, ihrer Aufopferung zu finden. Und für alle Jungfrauen von Orleans, für alle Charlotten Cordays der Welt würde ich ein solches Bildchen nicht hingeben. Das Sprüchwort sagt endlich noch: „Hauschre liegt

am Weibe, nicht am Manne,“ und deutet hiermit abermals eine poetische Seite der deutschen Hausfrau an. Ehrfurchtgebietend durch die schönen Pflichten, die sie übernommen und gerne erfüllt, wird sie in ihrer profaischen Beschäftigung zur Ehre des Hauses, dessen Abglanz auf den Mann selbst übergeht, fordert sie Achtung und Huldigung, die ihr Niemand versagen wird; denn Ehre, dem Ehre gebührt, und sie gebührt Wenigen mit mehr Recht, als der braven, tüchtigen Hausfrau, der treuen Gattin, der liebenden Mutter. — Der Gegensatz zwischen den französischen und den deutschen Frauen tritt also scharf genug hervor. Hier eine Hausfrau, dort eine Heldin; und je nachdem Jemand der Euren oder der Andern bedarf, suche er sie dies- oder jenseits der Vogesen. (Benedey, die Deutschen und Franzosen, nach dem Geiste ihrer Sprachen und Sprüchwörter.)

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Der Orang-Utang.

(Tafel 37.)

Ein alter römischer Dichter ruft einmal aus: „Wie ähnlich ist uns Menschen ein so häßliches Thier wie der Affe! (Simia quam similis turpissima bestia nobis.) Diese nahe Verwandtschaft hat freilich für uns etwas durchaus nicht Schmeichelhaftes. Denn nennen wir uns nicht die Herren der Welt, thun wir uns nicht selbst so viel auf uns zu gute, sind wir nicht stolz auf unsere Gesittung, auf unsere Städte und Prachtpaläste, auf unsere Fortschritte in Künsten und Wissenschaften, und auf so vieles Andere. Und doch sollen wir Vettern jener grinsenden, behaarten Thiere des Waldes sein?

Wir Europäer freilich nicht, denn wir sind über das rein Thierische, das vom Geiste längst unterjocht worden ist, hinaus, und stehen viel höher. Wir beherr-

schen alle anderen lebendigen Wesen, wissen dieselben uns unterthan zu machen und für uns zu benützen. Aber welsch ein Unterschied ist auch zwischen dem weisen Menschen, der in geregelten Staatsverbänden lebt, der sich seines Geistes bewußt ist, und zwischen dem Buschmann, den unsere Leser kennen, oder den rohen Neuholländern, die sich bestimmt nicht viel über den Affen erheben. Diese nackten Wilden, die nicht einmal Hütten bauen, die Ungeziefer aller Art verzehren, Fleisch nicht einmal kochen, sondern roh verschlingen, Wurzeln ausgraben, und ihre Frauen auf das Unwürdigste behandeln, und so seit Jahrhunderten, Geschlecht nach Geschlecht, nicht leben, sondern hinvegetiren, die sind kaum viel mehr als Affen. Und in der That leiten auch manche Negervölker ihren Stammbaum von den Affen ab, mit denen sie sich ziemlich gut vertragen. In Loango wurde einst eine Negerin von Affen geraubt, und in die Wälder ge-